

denen Kompromiß werden mit einer „manisch-kompulsiven“ Veranlagung (388) in Verbindung gebracht. Schumacher habe, wahrscheinlich durch seine Mutter neurotisch belastet, unter „spannungserhöhenden Gefühlen der Angst und Unsicherheit“ (423) gelitten, gefördert durch vor dem ersten Weltkrieg herrschende Werte der „Achtung vor autoritären Vater-Figuren, Gehorsam, Mannestum“ (ebd.). Daneben wird der frühe Tod des Vaters und das Bestreben gestellt, in Absetzung von den seine Jugend bestimmenden Frauen der Familie seine Identität als Mann zu behaupten. Hinzu kommt das ständige Suchen nach Wahrung des psychischen Gleichgewichts, der Selbstachtung des Krüppels durch Kompensationshandlungen nach Verlust eines Armes. Die früh geschlossene Ehe mit der Politik gilt als Schumachers dominierende Kompensationsmaßnahme. Sie gestattete ihm, „die zu Spannungen führenden Gefühle der Unzulänglichkeit und seine Zweifel an sich selbst zu manipulieren“ (426). Schließlich wird eine psychisch bedingte Frustration mit der politischen in Parallele gesetzt, nach der Schumacher zur Opposition verurteilt blieb.

Gegenüber den bisherigen Publikationen, die in erster Linie von der Partei oder ihr nahestehenden Autoren herausgegeben worden sind, bedeutet Edingers Arbeit einen unterschiedenen Versuch zur „Entmythologisierung“ Schumachers. Sein Unternehmen, Schumachers „Rolle“ als politischer Führer zu deuten, könnte von manchem Leser als eine weithin nur um die differenzierenden Mittel der Soziologie und Psychologie bereicherte Methode

zur verklausulierten Umgebung von Konzeptionen aufgefaßt werden, wie sie einerseits etwa Heinrich von Treitschke oder Thomas Carlyle (Weltgeschichte als „Lebensgeschichte großer Männer“), andererseits Karl Marx („Nicht das Bewußtsein bestimmt das Leben, sondern das Leben bestimmt das Bewußtsein“) und der Behaviorismus vertreten. Das Bestreben, weder strenge Historie oder bloße Soziologie noch wissenschaftliche Psychographie zu bieten (die sich als Form der Biographie einzuführen beginnt), würde danach bedeuten, daß sich der Verfasser mit einem von ihm bevorzugten Eklektizismus methodisch zwischen alle Stühle gesetzt habe. Ein solches Urteil wäre, sollte es als ein abschließendes gemeint sein, zu pauschal. Immerhin führt eine forcierte Bindung an das gewählte analytische Bezugssystem den Autor dazu, Linien auszuzeichnen und zu akzentuieren, die nicht immer eine sichere Gewichtung der Fakten und Resultate einsichtig machen. Man hat daher das Buch auch als ein „böses Zerrbild“ (Adolf Arndt) bezeichnet.

Der politischen Wissenschaft wird es nicht leicht gemacht, sich angesichts der möglichen Einwände gegen das Buch in der noch immer darum geführten Kontroverse zu behaupten, ob sie Anspruch auf Anerkennung als eigenständige Wissenschaft habe oder nur einen Methodensynkretismus darstelle. In jedem Fall hat der Verfasser ein umfangreiches Material vorgelegt, dessen Bewertung und Auswertung aber als noch nicht abgeschlossener Prozeß betrachtet werden muß.

Albrecht Langner

Pädagogische Mobilmachung

Zur Problematik der neuen Elternzeitschriften

Deutschlands Eltern scheinen erzieherisch unbegabt und der Unterweisung bedürftig; denn mit geringem zeitlichem Abstand erschienen für sie zwei Illustrierte: „Eltern“ im Oktober 1966, „es“ im März 1967. Pädagogische Mobilmachung.

Was enthalten diese Zeitschriften „für die schönsten Jahre des Lebens“ bzw. „für Mütter und Väter“? „Eltern“ 1968/1 bringt u. a. diese Beiträge: Kann denn ein Baby schon denken? Wie sieht der ideale Lehrer aus? Die richtige Pille. Was man Teenagern über Sex

nicht erzählen soll. Aufklärung für Erwachsene. Geben Sie ihrem Kind nie, nie eine Ohrfeige. Es genügt, den Inhalt von „Eltern“ zu skizzieren; denn „Eltern“ und „es“ gleichen sich wie Zwillinge. Die kaum wahrnehmbaren Unterschiede entdeckt man erst bei genauem Studium: die Zusammensetzung der wissenschaftlichen Mitarbeiterstäbe, die Kindermoden- und Kindergartenseiten in „es“, das manchmal leicht zweideutig zwinkekernde Bildmaterial und der liberalere Ton, von „es“ begonnen, von „Eltern“ übernommen, und seit neuestem die Anzeigen für Verhütungsmittel in „Eltern“. Dies alles in handlichem Format, mit vielen bunten Bildern, mit dem Gütezeichen wissenschaftlicher Beratung und geistlich-theologischen Beistandes versehen – für 1,50 DM.

Um nicht mißverstanden zu werden: Die Kinder- und Jugendpsychologie, Psychotherapie, Kindermedizin, Hygiene, Soziologie, Sozialpsychologie, Kinderheilkunde und Pädagogik haben seit der Jahrhundertwende bedeutende Fortschritte gemacht und das „unbekannte Wesen“ Kind immer mehr aus seiner geheimnisvollen Welt herausgelockt. Zuvor gab es immer zwei durch ein Niemandsland getrennte Bereiche: Hier die lebensnahe Erziehung der Mütter und Väter (sozusagen die pädagogische Front), die sich ihre Kenntnisse aus der eigenen Erziehung, der Volkswisheit, aus sehr popularisierenden Handbüchern und Hauskalendern holte, – dort die akademische Welt (sozusagen der Generalstab), die die Pädagogik wie eine Geheimwissenschaft den zur Erziehung berufenen Lehrern mitteilte. Zur Begegnung zwischen Wissenschaft und Praxis wollen diese Zeitschriften führen; sie tun es nicht ungeschickt und entsprechen sicher einem zeitbedingten Bedürfnis; denn wer wüßte heute noch, wie ein Kind, ein Jugendlicher zu erziehen ist?

Es ist nur vernünftig, wenn die Wissenschaft ihre Einsichten den Eltern mitteilt, damit Erziehungsfehler vermieden werden, die dann als Neurosen und Traumata oder als körperliche Schäden einem Menschen zum Schicksal werden. Ratschlag, Hinweis und Er-

mutigung können aus mancher pädagogischen Notsituation heraushelfen, vorausgesetzt Vater und Mutter besitzen Klugheit und Unterscheidungsgabe und bedienen sich dieser Illustrierten nicht wie eines Kochbuchs. Wo es um sachliche Information geht, etwa um Spielzeug, Kleidung und Nahrung, um Krankheiten und Fehlentwicklungen, kann vor allem jungen Eltern nicht Wissen genug mitgeteilt werden. Wo die Fragen sich sittlichen Problemen nähern, wird sich der Pluralismus des öffentlichen Lebens in solchen Zeitschriften dokumentieren und vermutlich mehr Verwirrung stiften als Hilfe bieten. So werden in „Eltern“ 1967/12 (Das erste Mal) und „es“ 1967/4 (Kann man Töchter behüten?) doch sehr fragwürdige Positionen bezogen.

Jenseits konkreter Details scheint mir das eigentliche Problem darin zu liegen, ob in einer auf Konkurrenz bedachten Publizistik das Ethos pädagogischer Verantwortung gewahrt bleiben kann. Werden im harten Konkurrenzkampf auch die Elternzeitschriften die Freizügigkeiten nachahmen, die sich die großen Illustrierten leisten? Wird man ein bescheidener Ratgeber bleiben, der die Erzieher immer wieder in ihre Mündigkeit entläßt, oder wird man die Eltern in eine pädagogische Unmündigkeit hineinmanövrieren, um sich die eigene Existenzberechtigung zu sichern? („Bald werden Sie sich festlesen“, schreibt „es“ 1967/3). Wird man in den Forschungsergebnissen zu unterscheiden wissen, zwischen dem, was sinnvollerweise Eltern und Erzieher wissen sollten, oder wird man unterschiedslos jegliche Forschung ihrer Sensation wegen mitteilen? Wird man – allein schon um „anzukommen“ – die in den USA herrschende „progressive education“ mit ihrer grenzenlosen Nachgiebigkeit übernehmen, von deren zweifelhaften Folgen Grace und Fred M. Hechinger in ihrem Buch „Die Herrschaft der Teenager“ berichten – oder wird man den Mut haben, auch unbequeme Wahrheiten zu schreiben und zu einem pädagogischen Nonkonformismus zu ermuntern? Der Leser (und Käufer) wird über das Schicksal der Elternzeitschriften entscheiden. *Roman Bleistein SJ*